

mit großem Konvent, hoher Wirtschaftskraft und reformerischer Ausstrahlung auf andere Klöster entspricht in baulicher Hinsicht die „bewundernswerte, früheste ottonische Großkirche zwischen Maas und Elbe“, die in Text und Bild ausführlich rekonstruiert wird. Im 13. Jahrhundert gotisch umgestaltet, wird St. Maximin 1522 nach der Belagerung durch Franz von Sickingen von der Trierer Bevölkerung zerstört. Die ungeschützte Lage im Schußfeld außerhalb der Stadtbefestigungen und die ungeliebte Konkurrenz des wirtschaftlich florierenden Vorortes zur Stadtgemeinde Trier erweisen sich mehrmals als verhängnisvoll. Der neuzeitliche, aus mehreren Stadtansichten bekannte Wiederaufbau von Kirche und Kloster, 1621 eingeweiht, wird 1674 im Zuge der Reunionskriege gesprengt.

Innerhalb von kürzester Zeit läßt Abt Alexander Henn 1680-1684 das Kloster St. Maximin durch den aus Wittlich stammenden Baumeister Franz Dionysius Kuckeisen wieder aufbauen. Es entsteht der heutige Kirchenbau, der in preußischer Zeit durch Einziehung von Geschoßdecken zur Kaserne umgebaut wird. Nach 1945 werden in diesen „Kasernen“ mehrere Trierer Gymnasien vorübergehend untergebracht. Danach fehlt lange Jahre eine sinnvolle Nutzung der Räume, bis 1975 mit Sanierungsarbeiten und danach mit den jüngsten Ausgrabungen begonnen wird. Seit 1995 dient die restaurierte ehemalige Kirche schulischen Zwecken und als Raum für kulturelle Veranstaltungen.

Es ist ein großes Verdienst von Alfred Neyses, der als Diplom-Ingenieur über 40 Jahre lang Grabungen für das Landesmuseum durchgeführt und davon die längste Zeit auf St. Maximin verwandt hat, daß wir die eindrucksvolle Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei in so ausgezeichnete Weise nachlesen können. Darüber hinaus sei als weiteren Mitwirkenden auch dem Landesmuseum als für die Ausgrabungen zuständige Institution und dem Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseum als Herausgeber des Buches ausdrücklich der Dank für ihren Einsatz ausgesprochen, auch wenn die archäologische Untersuchung der Einzelfunde aus St. Maximin noch nicht abgeschlossen ist.

Thomas Gießmann, Rheine

Éva Garam, *Funde byzantinischer Herkunft in der Awarenzeit vom Ende des 6. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts*. Monumenta Avarorum archaeologica 5 (Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest 2001). 432 S., 139 Taf., 40 Farbtaf., 1 Beilage. ISBN 963-9046-59-0. Kartoniert.

Ziel der zu besprechenden Arbeit ist es, aus dem Fundmaterial des 6.-7. Jahrhunderts den „Fundkreis mediterraner, byzantinischer Herkunft zu überblicken, zu gruppieren und zu untersuchen“ (S. 9). Garam beschränkt sich dabei aber nicht nur auf die „echten, sicher byzantinischen“ Funde in Ungarn, sondern stellt auch lokale Imitationen und Weiterbildungen sowohl der original byzantinischen Stücke als auch der Lokalimitationen vor, die von der Autorin als Funde „byzantinischen Charakters“ bezeichnet werden.

In der Einleitung (S. 9-14) gibt die Autorin einen kurzen Überblick über den Stand der ungarischen Forschung zum Problem der byzantinischen Wurzeln im frühawarischen Fundgut, umreißt kurz ihre Zielsetzung und erklärt den Aufbau des Hauptteils, der eine kommentierte katalogmäßige Erfassung des in Frage kommenden Fundstoffs darstellt.

Garam will die Typen und ihre Varianten bestimmen, ihre Herkunft beleuchten sowie eine chronologische und soziologische Einordnung des Fundstoffs vornehmen. All dies soll zu „einem umfassenden Bild der awarisch-byzantinischen und der awarisch-italo/byzantinischen Beziehungen“ führen (S. 11). Bereits hier wird das große Problem der Arbeit deutlich, nämlich das Fehlen einer verbindlichen Definition für den Begriff „byzantinisch“. Die Autorin geht anscheinend nicht von einem einheitlichen byzantinischen Kunstkreis aus, wenn sie zwischen „byzantinisch“ und „italo-byzantinisch“ unterscheidet, wobei bei dem Begriff „italo-byzantinisch“ unklar bleibt, ob es zu Unterschieden in der Ausprägung der Fundgegenstände kommt oder ob es sich um eine räumlich gemeinte Bezeichnung handelt.

Auf S. 11 nennt Garam als entscheidend für die Bezeichnung eines Fundes als „byzantinisch“ die „byzantinische Herkunft“. Allerdings bleibt unklar, ob damit eine Herkunft bzw. Herstellung in der Stadt Konstantinopel selbst oder möglicherweise im ostmediterranen Bereich, der etwa Griechenland, Kleinasien, den Vorderen Orient und Ägypten als Kernlande des Oströmischen Reiches umfaßt, ge-

meint ist. Im weiteren Verlauf des Buches präzisiert Garam ihre Aussage dahingehend, daß sie von einer Herstellung in Konstantinopel ausgeht (S. 33), um von einem „original byzantinischen“ Stück sprechen zu können. Allerdings ist auch Garam bewußt, daß sich der Herstellungsort oft nicht sicher ermitteln läßt (S. 12 f.). Zudem verwickelt sie sich in einen Widerspruch zu oben angeführter Aussage, wenn sie schreibt, daß „sogar die als echt erscheinenden Stücke ... mit größter Wahrscheinlichkeit nicht im Zentrum des Reiches, in Konstantinopel oder in Werkstätten aus seiner Umgebung entstanden“ sind, sondern in „Randgebieten von Handwerkern südländischer, balkanischer oder italischer antiker Städte“ gefertigt wurden (S. 13). Damit würde die Herkunft als Definitionskriterium entfallen.

Der Begriff „byzantinisch“ hat bei Garam aber auch eine chronologische Bedeutung. „Byzantinisch“ hebt sich von „spätantik“ ab (S. 10), wobei die genauen Zeitgrenzen aber nicht angegeben sind. Auch Kreuze als Symbole des christlichen Glaubens deuten eine byzantinische Herkunft an (S. 35, 130). Bei der Besprechung der einzelnen Fundgruppen geht Garam in Einzelfällen auf bestimmte Herstellungsmerkmale wie z. B. den Guß oder die Befestigung der Schnallen mit Steckösen und einen bestimmten Musterschatz ein, die für sie ebenfalls typisch byzantinisch sind (z. B. S. 88, 114, 137, 141). Dieses Fehlen einer verbindlichen Definition ist aber nicht nur bei vorliegendem Werk festzustellen, sondern symptomatisch für den gesamten Forschungszweig. Da der Versuch einer Definitionsbestimmung den Rahmen dieser Rezension aber sprengen würde, soll er in Form eines Aufsatzes an anderer Stelle erfolgen.

Neben der fehlenden Definitionsbestimmung vermißt Rez. auch eine Umschreibung des Arbeitsgebiets in der Einleitung. Erst auf S. 222 ist eine Karte mit allen im Text behandelten Fundorten des Karpatenbeckens abgebildet, auf die in der Einleitung kurz hingewiesen wird.

Auf die Einleitung folgen die archäologisch auswertenden Kapitel, unterteilt in Schmuck (S. 15-87), Trachtgegenstände (S. 88-157), Waffen, Geräte (S. 158-163), sonstige Gegenstände (S. 164 f.), Gefäße (S. 166-176) und Münzen (S. 177). Auffallend ist, daß Garam Fibeln und Nadeln unter dem Oberbegriff „Schmuck“ subsumiert, obwohl Fibeln zum funktional notwendigen Trachtzubehör, und Nadeln, je nach Funktion, etwa als Mantelverschluß, ebenfalls zur Tracht gerechnet werden müssen. Die Aussage Garams, daß die von ihr angeführten Scheibenfibeln mit christlichen Bildinhalten nicht, wie sonst üblich, zum Zusammenstecken der Kleidung, sondern rein als Abzeichen des christlichen Glaubens, also in Zierfunktion getragen worden seien (S. 54), kann Rez. nicht nachvollziehen, v. a. da die Fibeln in üblicher Trachtlage gefunden wurden.

Garam versucht für jeden besprochenen Typ den Prototyp im Byzantinischen Reich zu benennen. Dies gelingt ihr nicht immer, wie etwa bei den Ohrringen mit Wicklung und aufgezogener Blechkugel (S. 23-28), den Ohrringen mit Pyramidenanhänger (S. 28 f.), Perlenohrgehängen (S. 29-32), Halsringen (S. 48-51), Scheibenfibeln (S. 51-56), Agraffen (S. 56 f.) sowie bei den Blechfingerringen mit Spiralen (S. 80 f.). Gerade bei den in der Forschung häufig als „byzantinisch“ benannten Körbchenohrringen fehlen im Kernland des Byzantinischen Reiches vergleichbare Funde zu den halbkugeligen, durchbrochen gearbeiteten Stücken des 6./7. Jahrhunderts. Sowohl in Gräbern als auch in Schatzfunden oder Siedlungen des ostmediterranen Raumes sind Ohrringe diesen Typs bisher unbekannt (A. Melucco Vaccaro, *Oreficerie altomedievali da Arezzo. Contributo al problema dell'origine e della diffusione degli 'orecchini a cestello'*. *Bollettino d'arte* 57, 1972, 8 ff., v. a. 9 f.). Ihre Hauptverbreitung besitzt diese Ohrringform in Italien, gefolgt vom ehemaligen Jugoslawien, Ungarn, Österreich und dem Raum nordwärts der Alpen. Sind die Körbchenohrringe daher im strengeren Sinn tatsächlich als byzantinische Schmuckform anzusprechen oder ist hier der von Garam in ihrer Einleitung angeführte italo-byzantinische Einfluß spürbar?

Den größten Teil des archäologischen Hauptteils nehmen die Schnallen unterschiedlicher Form sowie Gürtelgarnituren ein. Garam versucht die relative Häufigkeit byzantinischer Schnallen im awarenzeitlichen Fundgut damit zu erklären, daß die Menschen aufgrund ihrer praktischen Verwendbarkeit eher versuchten, diese zu erlangen als etwa Schmuck (S. 88). Dies läßt jedoch die Frage völlig offen, wie das byzantinische Fundgut überhaupt in awarisches Gebiet gelangte (z. B. durch Handel, Beute, Tribut, Geschenke). Auch die Art der Erwerbsmöglichkeiten kann die Häufigkeit einzelner Fundgruppen bestimmen. Außerdem bleibt hier die Bedeutung der Schnallen und Gürtel als Symbol von Macht oder Status völlig unbeachtet (M. Schulze-Dörlamm, *Byzantinische Gürtelschnallen und Gürtelbeschläge im Römisch-Germanischen Zentralmuseum I. Kataloge vor- und frühgeschichtlicher Altertümer* 30 [Mainz 2002] 2 f.). Gerade die mehrteiligen goldenen Gürtel dürften auch Prestigeobjekte gewesen

sein. Die Einzelschnallen unterteilt Garam grob in Schnallen mit U-Beschlag (wappenförmig; S. 88-99), lyrenförmige Drachenpaarschnallen und ihre Varianten (S. 99-108) sowie in Taschenschnallen mit Riemenschlaufe (S. 108-113). Dabei faßt Garam gerade bei den Schnallen mit U-Beschlag zahlreiche Stücke zusammen, die nicht zu diesem Typ gehören. Neben den fest umrissenen Schnallentypen Syrakus, Sucidava, Korinth (mit dreieckiger Beschlagform!) und Balgota (J. Werner, *Byzantinische Gürtelschnallen des 6. und 7. Jahrhunderts aus der Sammlung Diergardt. Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte* 1, 1955, 36 ff.) zählt Garam auch einen Vertreter des im Mittelmeerraum weit verbreiteten Typs Hippo mit geschwungen-schildförmigem Beschlag und kleinem Endknopf (Taf. 54,4; zum Typ Hippo: E. Riemer, *Byzantinische Gürtelschnallen aus der Sammlung Diergardt im Römisch-Germanischen Museum Köln. Kölner Jahrbuch* 28, 1995, 777 ff., v. a. 790 f., 807 f.), eine Schnalle mit dreieckigem Beschlag und Endrundel (Taf. 55,5) sowie solche mit hochrechteckigem Beschlag (Taf. 57,7-8) oder durchbrochenem Trapezbeschlag (Taf. 57,10, 12) zu den Schnallen mit U-Beschlag. Bei den unter den Typbezeichnungen Korinth bzw. Balgota auf Taf. 62 und 63 zusammengestellten Schnallen handelt es sich nur in zwei Fällen um Vertreter des namensgebenden Typs (Taf. 62,1: Keszthely; Taf. 63,1: Szeged-Fehértó A). Die anderen abgebildeten Schnallen sind lokale Weiterentwicklungen. Eine Ausnahme bildet der Fund aus Szeged-Kundomb Grab 52 (Taf. 63,8), der eine vereinfachte Variante der Balgota-Schnallen mit beweglichem Beschlag bildet und der eine gute Parallele in einem fundortlosen Stück im Museo Castelvecchio in Verona findet (O. von Hessen, *I ritrovamenti barbarici nelle collezioni civiche veronesi del Museo di Castelvecchio [Verona 1968]* 40, Nr. 39, Taf. 23,8). Sowohl die Schnalle mit dreieckigem durchbrochenem Beschlag aus Devinska Nová Ves Grab 425 (Taf. 62,4) als auch die Schnalle aus Csákberény-Orondpuszta Grab 205 (Taf. 62,6), die Garam als Varianten der Korinther Schnallen bezeichnet, besitzen spätrömische Vorbilder (R. M. Swoboda, *Zu spätantiken Bronzeschnallen mit festem, dreieckigem Beschlag. Germania* 64, 1986, 91 ff.). Die Drachenpaarschnallen (S. 99-108) führt Garam auf byzantinische Prototypen zurück. Entscheidend für die Zuordnung zu den byzantinischen Schnallen seien „Aufbau, Befestigung und die byzantinischen Vorbilder einzelner Elemente“ (S. 106). Trotzdem sieht Rez. in diesen Schnallen keine byzantinischen Typen, sondern geht von einer lokalen, auf den pannonischen Raum beschränkten Weiterentwicklung byzantinischer Schnallen aus, die weder im Byzantinischen Reich hergestellt wurden noch dort verbreitet waren. Rez. kann Ibler nur zustimmen, die bei der Besprechung der pannonischen Schnallen von „Produkten einer lokalen Schmuckindustrie, die „barbarische“ Stilelemente mit byzantinischen Formen verbindet“, ausgeht (U. Ibler, *Pannonische Gürtelschnallen des späten 6. und 7. Jahrhunderts. Arheološki Vestnik* 43, 1992, 135 ff., v. a. 145).

Bei den Gläsern führt Garam vier Trinkhörner aus mittelawarezeitlichen Frauengräbern an (S. 169 ff.), die sie mit den „italo-byzantinischen“ Funden aus Castel Trosino und Nocera Umbra vergleicht (S. 171). Trinkhörner sind aber eine ursprünglich germanische Form, die nordwärts der Alpen eine weite Verbreitung fand. In Italien werden Trinkhörner erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts mit der Einwanderung der Langobarden faßbar (D. Stiaffini, *Contributo ad una prima sistemazione tipologica dei materiali vitrei altomedievali. Archeologia medievale* 12, 1985, 667 ff., v. a. 677 f.). Durch die Nachfrage der Langobarden wurde die Produktion in lokalen Werkstätten angeregt (L. Saguì, *Vetro, in: Roma dall' antichità al medioevo. Archeologia e storia nel Museo Nazionale Romano Crypta Balbi*. Hrsg. von M. S. Arena u. a. [Mailand 2001] 307 ff., v. a. 310 f.). Es handelt sich also um eine ursprünglich germanische Glasform, die in lokalen italischen Werkstätten hergestellt wurde. Sind die Produkte dieser Werkstätten dann wirklich als „italo-byzantinisch“ anzusprechen? Ist die Wertigkeit der Werkstätten höher anzusetzen als das im Byzantinischen Reich fremde Produkt? Trotz der Hinweise auf Italien folgt Garam ihrem akademischen Lehrer I. Bona, der Glashörner als byzantinische Form ansieht, obwohl im Mutterland bisher vergleichbare Funde fehlen, und der das Auftreten dieses Glastyps in mittelawarezeitlichen Gräbern als Beleg onogur-bulgarisch-byzantinischer Beziehungen wertet (S. 171).

Anschließend an den archäologischen Teil faßt Garam Zeitstellung und territoriale Verbreitung der Funde byzantinischer Herkunft zusammen (S. 178-191). Sehr hilfreich sind dabei die übersichtlich auf drei Tafeln zusammengestellten Typen, die Garam ihren drei Zeitabschnitten zuordnet und denen sie Karten mit der jeweiligen Verbreitung direkt gegenüberstellt (S. 186-191). Problematisch findet Rez. jedoch die gemischte Argumentation bei der Einteilung der drei Zeitabschnitte. Der erste Abschnitt (Ende des 6. bis erstes Drittel des 7. Jahrhunderts) ist identisch mit dem „intensiven Abschnitt der awarisch-byzantinischen Beziehungen bis 626“ (S. 178). Der dritte Abschnitt, das letzte Drittel des

7. Jahrhunderts, hängt mit der Ansiedlung der Onogur-Bulgaren zusammen, während „der zweite Abschnitt die Periode zwischen relativ genau bestimmbareren historischen Ereignissen am Ende des ersten und Anfang des dritten Abschnitts“ ist (ebd.). Interessant ist die von Garam herausgestellte Fundverteilung byzantinischer Objekte in den drei Zeitabschnitten. Während in der ersten Phase ca. 70% der von Garam untersuchten Gegenstände vorkommen, nimmt die Zahl der byzantinischen Funde bzw. solcher mit byzantinischen Wurzeln im Verlauf des 7. Jahrhunderts immer mehr ab. Auch die Anzahl der Formen, die nur für einen bestimmten Zeitabschnitt typisch sind, geht im Verlauf des 7. Jahrhunderts rapide zurück (S. 180). Nur im ersten Zeitabschnitt sind „original byzantinische, mediterrane und italo-byzantinische“ Gegenstände wie etwa Körbchen- und Halbmondohrringe sowie Scheibenfibeln etc. vorhanden, die als Geschenk, Handels- oder Beutegut zu den Awaren kamen, hier aber nicht produziert wurden (S. 180). Im zweiten Zeitabschnitt finden sich bereits „weiterentwickelte Varianten“ der früheren Typen und „mit Sicherheit lokale Erzeugnisse“ (ebd.). In der dritten Phase handelt es sich, obwohl es überwiegend Goldfunde sind, „nicht um original byzantinische Erzeugnisse, sondern um nach byzantinischem Vorbild, aus original byzantinischen Gegenständen umgestaltete oder als deren Kopien hergestellte Waren“ (S. 181), die Garam mit onogur-bulgarisch-byzantinischen Beziehungen in Verbindung bringt. Es wird deutlich, daß „original byzantinische Funde“ nur im ersten Zeitabschnitt ins Awarengebiet gelangten, während es sich im folgenden um lokale Umarbeitungen oder um durch eine neue Bevölkerungsgruppe bereits umgearbeitete und vermittelte Objekte handelt, die in unterschiedlichem Maß und Umfang auf byzantinische Vorbilder zurückgehen. Die byzantinischen Funde im ersten Zeitabschnitt sind v. a. in den Gebieten um Keszthely und Pécs stark verbreitet. Hier sieht Garam einen Zusammenhang mit dem „romanisierten Erbe“ der sogenannten Keszthely-Kultur. Die Träger dieser Kultur haben zusammen mit den Awaren Anteil am Entstehen einer einheitlichen frühawarischen Kultur (S. 193 ff.).

Dank gebührt der Autorin, daß sie die bisher in zahlreichen Aufsätzen verstreut publizierten byzantinischen Funde und ihre Derivate im Karpatenbecken in einer ihr fremden Sprache der internationalen Forschung zur Verfügung stellt, wobei Rez. aber nicht in allen Fällen von der Herleitung der Funde aus dem byzantinischen Kulturkreis überzeugt ist. Das besprochene Werk gibt aber auch einen wichtigen Anstoß zu einer längst überfälligen Diskussion über die Bedeutung des Begriffs „byzantinisch“.

Ellen Riemer, Trier

Markus Sanke, Die mittelalterliche Keramikproduktion in Brühl-Pingsdorf. Technologie, Typologie, Chronologie. Rheinische Ausgrabungen 50 (Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2002). 318 S., 164 Taf. ISBN 3-8053-2878-8. Gebunden, € 75,80.

Die hier zu besprechende Arbeit stellt die bis 1999 überarbeitete Fassung der 1995 eingereichten Dissertation des Verfassers dar. Sie wurde von Heiko Steuer in Freiburg betreut, wobei die Materialaufnahme vor Ort im Rheinischen Landesmuseum Bonn stattfand. Dies ist nicht zuletzt an den zahlreichen Danksagungen an die in der Region arbeitenden Kollegen ablesbar.

Die Bearbeitung beschränkt sich keineswegs auf eine typologische Gliederung des Keramikmaterials, sondern beginnt - nach einer forschungsgeschichtlichen Einstimmung - mit einer naturräumlichen und siedlungskundlichen Darstellung des Untersuchungsgebietes. Hierauf folgt dann die Erläuterung der Aufnahmemethoden, der die technische Beschreibung und die formenkundliche Typologisierung angeschlossen sind. Ausgehend von dieser entwickelt der Autor eine Chronologie, die er einerseits an seinen statistischen Ergebnissen, andererseits anhand des Vergleiches mit absolut datierten Fundorten erarbeitet. Diese wird mit neuen Radiokarbon- bzw. Archäomagnetik-Datierungen verglichen. Abschließend unterscheidet der Verfasser zehn Produktionsperioden für das 9. bis 14. Jahrhundert. Aufbauend auf diese Einteilung beleuchtet er einzelne Merkmale der Keramik in ihrer chronologischen Entwicklung. Im Ausblick diskutiert Sanke einerseits die konkrete Anwendbarkeit seiner Ergebnisse für weitere Forschungen, andererseits formuliert er aber auch Wünsche im Hinblick auf eine Überprüfung und Erweiterung der Ergebnisse.

Im Kapitel „Forschungsgeschichte“ arbeitet der Autor insbesondere den Gegensatz zwischen der Keramikbearbeitungen bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, mit dem Schwerpunkt auf der Material-